

C.G. JUNG
TYPOLOGIE

Herausgegeben von Lorenz Jung

EDITION C. G. JUNG

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2019 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Dieser Band erschien erstmals 1990 im Deutschen Taschenbuch Verlag, München,
als Band 3 der elfbändigen, von Lorenz Jung herausgegebenen Taschenbuchausgabe
mit ausgewählten Schriften aus den Gesammelten Werken (GW 1–20) von C. G. Jung.
Die Texte wurden auf die reformierte neue deutsche Rechtschreibung umgestellt.

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: Patientenbild von C. G. Jung, ohne Titel, 1917, Gouache auf Papier,
21 × 18 cm, Bildarchiv C. G. Jung-Institut Zürich, Küsnacht, 009 AIAG.
© C. G. Jung-Institut Zürich, Küsnacht. Foto: Ulrich Peters.
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1137-4

EDITION C. G. JUNG im Patmos Verlag

INHALT

Einleitung zu ›Psychologische Typen‹ (1921)	7
Psychologische Typologie (1936)	13
Allgemeine Beschreibung der Typen (1921)	31
1. Einleitung	31
2. Der extravertierte Typus	35
a) Die allgemeine Einstellung des Bewusstseins	35
b) Die Einstellung des Unbewussten	40
c) Die Besonderheiten der psychologischen Grundfunktionen in der extravertierten Einstellung	46
3. Der introvertierte Typus	86
a) Die allgemeine Einstellung des Bewusstseins	86
b) Die Einstellung des Unbewussten	92
c) Die Besonderheiten der psychologischen Grundfunktionen in der introvertierten Einstellung	95
Psychologische Typen (1923)	129
Definitionen (1921)	147
Schlusswort zu ›Psychologische Typen‹ (1921)	243
Bibliographie der genannten Werke	255
Quellennachweis	259
Verzeichnis der Gesammelten Werke (GW) von C. G. Jung	261
Namenregister	269

EINLEITUNG ZU ›PSYCHOLOGISCHE TYPEN‹ (1921)

Plato und Aristoteles! Das sind nicht bloß die zwei Systeme, sondern auch die Typen zweier verschiedener Menschennaturen, die sich seit undenklicher Zeit, unter allen Kostümen, mehr oder minder feindselig entgegenstehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde solchermaßen gekämpft, und dieser Kampf ist der wesentlichste Inhalt der christlichen Kirchengeschichte. Von Plato und Aristoteles ist immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmerische, mystische, platonische Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemütes die christlichen Ideen und die entsprechenden Symbole. Praktische, ordnende, aristotelische Naturen bauen aus diesen Ideen und Symbolen ein festes System, eine Dogmatik und einen Kultus. Die Kirche umschließt endlich beide Naturen, wovon die einen sich meistens im Klerus und die andern im Mönchtum verschanzen, aber sich unablässig befenden.

Heinrich Heine:
Über Deutschland seit Luther

Bei meiner praktischen ärztlichen Arbeit mit nervösen Patienten ist mir schon lange aufgefallen, dass es neben den vielen individuellen Verschiedenheiten der menschlichen Psychologie auch *typische Unterschiede* gibt, und zwar fielen mir zunächst *zwei Typen* auf, die ich als *Introversions- und Extraversionstypus* bezeichnete.

Wenn wir einen menschlichen Lebensverlauf betrachten, so sehen wir, wie die Schicksale des einen mehr bedingt sind durch die Objekte seiner Interessen, während die Schicksale eines andern mehr durch sein eigenes Inneres, durch sein Subjekt bedingt sind. Da wir nun alle etwas mehr nach dieser oder jener Seite abweichen, so sind wir natür-

licherweise geneigt, alles jeweils im Sinne unseres eigenen Typus zu verstehen.

Ich erwähne diesen Umstand schon hier, um möglichen Missverständnissen vorzubeugen. Begreiflicherweise erschwert dieser Umstand den Versuch einer allgemeinen Beschreibung der Typen beträchtlich. Ich muss beim Leser schon ein großes Wohlwollen voraussetzen, wenn ich hoffen will, richtig verstanden zu werden. Es wäre relativ einfach, wenn jeder Leser von sich wüsste, zu welcher Kategorie er selber zählt. Es ist aber oft sehr schwierig herauszufinden, ob jemand zu diesem oder jenem Typus gehört, besonders, wenn man selber in Frage kommt. Das Urteil in Bezug auf die eigene Persönlichkeit ist ja immer außerordentlich getrübt. Diese subjektiven Urteilstrübungen sind darum so besonders häufig, weil jedem ausgesprochenen Typus eine besondere *Tendenz zur Kompensation der Einseitigkeit seines Typus* innewohnt, eine Tendenz, die biologisch zweckmäßig ist, da sie das seelische Gleichgewicht zu erhalten strebt. Durch die Kompensation entstehen sekundäre Charaktere oder *Typen*, welche ein äußerst schwierig zu enträtselndes Bild darbieten, so schwierig, dass man selbst geneigt ist, die Existenz der Typen überhaupt zu leugnen und nur noch an individuelle Verschiedenheiten zu glauben.

Ich muss diese Schwierigkeiten hervorheben, um eine gewisse Eigentümlichkeit meiner späteren Darstellung zu rechtfertigen: Es möchte nämlich scheinen, als ob der einfachste Weg der wäre, zwei konkrete Fälle zu beschreiben und zergliedert nebeneinanderzustellen. Jeder Mensch aber besitzt beide Mechanismen, den der Extraversion sowohl wie den der Introversion, und nur das relative Überwiegen des einen oder des andern macht den Typus aus. Man müsste daher schon stark retouchieren, um das nötige Relief in das Bild zu bringen, was auf einen mehr oder weniger frommen Betrug hinauslief. Dazu kommt, dass die psychologische Reaktion eines Menschen ein dermaßen kompliziertes Ding ist, dass meine Darstellungsfähigkeit wohl kaum hinreichen würde, um ein absolut richtiges Bild davon zu geben. Ich muss mich daher not-

gedrungenerweise darauf beschränken, die Prinzipien darzustellen, die ich aus der Fülle der beobachteten Einzeltatsachen abstrahiert habe. Es handelt sich dabei um keine deductio a priori, wie es etwa den Anschein haben könnte, sondern um eine deduktive Darstellung empirisch gewonnener Einsichten. Diese Einsichten sind, wie ich hoffe, ein klärender Beitrag zu einem Dilemma, das nicht nur in der analytischen Psychologie, sondern auch in andern Wissenschaftsgebieten und ganz besonders auch in den persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander zu Missverständnis und Zwiespalt geführt hat und immer noch führt. Daraus erklärt sich, warum die Existenz von zwei verschiedenen Typen eine eigentlich schon längst bekannte Tatsache ist, die in dieser oder jener Form, sei es dem Menschenkenner, sei es der grübelnden Reflexion des Denkers, aufgefallen ist oder der Intuition Goethes zum Beispiel als das umfassende Prinzip der *Systole* und *Diastole* sich dargestellt hat. Die Namen und Begriffe, unter denen der Mechanismus der Introversion und der Extraversion gefasst wurde, sind recht verschieden und jeweils dem Standpunkt des individuellen Beobachters angepasst. Trotz der Verschiedenheit der Formulierungen leuchtet immer wieder das Gemeinsame in der Grundauffassung hervor, nämlich eine Bewegung des Interesses auf das Objekt hin in dem einen Falle und eine Bewegung des Interesses vom Objekt weg zum Subjekt und zu dessen eigenen psychologischen Vorgängen im andern Falle. Im ersteren Falle wirkt das Objekt wie ein Magnet auf die Tendenzen des Subjekts, es zieht sie an und bedingt das Subjekt in hohem Maße, ja, es entfremdet sogar das Subjekt sich selber und verändert dessen Qualitäten im Sinne einer Angleichung an das Objekt so sehr, dass man meinen könnte, das Objekt sei von höherer und in letzter Linie von ausschlaggebender Bedeutung für das Subjekt und als sei es gewissermaßen eine absolute Bestimmung und ein besonderer Sinn von Leben und Schicksal, dass das Subjekt sich ganz an das Objekt aufgabe. Im letzteren Falle dagegen ist und bleibt das Subjekt das Zentrum aller Interessen. Man könnte sagen, es schein, als ob in letzter Linie alle Lebensenergie das Subjekt

suche und darum stets verhindere, dass das Objekt einen irgendwie übermächtigen Einfluss erhalte. Es scheint, als ob die Energie vom Objekt wegfließe, als ob das Subjekt der Magnet sei, der das Objekt an sich ziehen wolle.

Es ist nicht leicht, dieses gegensätzliche Verhalten zum Objekt in einer leicht fasslichen und klaren Weise zu charakterisieren, und die Gefahr ist groß, zu ganz paradoxen Formulierungen zu gelangen, welche mehr Verwirrung als Klarheit stiften. Ganz allgemein könnte man den introvertierten Standpunkt als denjenigen bezeichnen, der unter allen Umständen das Ich und den subjektiven psychologischen Vorgang dem Objekt und dem objektiven Vorgang überzuordnen oder doch wenigstens dem Objekt gegenüber zu behaupten sucht. Diese Einstellung gibt daher dem Subjekt einen höheren Wert als dem Objekt. Dementsprechend steht das Objekt immer auf einem tieferen Wertniveau, es hat sekundäre Bedeutung, ja, es steht gelegentlich nur als das äußere, objektive Zeichen eines subjektiven Inhaltes, etwa als Verkörperung einer Idee, wobei aber die Idee das Wesentliche ist; oder es ist der Gegenstand eines Gefühls, wobei aber das Gefühlserlebnis die Hauptsache ist und nicht das Objekt in seiner realen Individualität. Der extravertierte Standpunkt dagegen ordnet das Subjekt dem Objekt unter, wobei dem Objekt der überragende Wert zukommt. Das Subjekt hat stets sekundäre Bedeutung; der subjektive Vorgang erscheint bisweilen bloß als störendes oder überflüssiges Anhängsel objektiver Geschehnisse. Es ist klar, dass die Psychologie, die aus diesen gegensätzlichen Standpunkten hervorgeht, in zwei total verschiedene Orientierungen zerfallen muss. Der eine sieht alles unter dem Gesichtswinkel seiner Auffassung, der andere unter dem des objektiven Geschehens.

Diese gegensätzlichen Einstellungen sind zunächst nichts anderes als gegensätzliche Mechanismen: ein diastolisches Herausgehen an das Objekt und ein Ergreifen desselben, und ein systolisches Konzentrieren und Loslösen der Energie von den ergriffenen Objekten. Jeder Mensch besitzt beide Mechanismen als Ausdruck seines natürlichen Lebens-

rhythmus, den Goethe wohl nicht zufällig mit den physiologischen Begriffen der Herztätigkeit bezeichnet hat. Eine rhythmische Abwechslung beider psychischen Tätigkeitsformen dürfte dem normalen Lebensverlauf entsprechen. Die komplizierten äußeren Bedingungen, unter denen wir leben, sowohl wie die vielleicht noch komplizierteren Bedingungen unserer individuellen psychischen Disposition erlauben aber selten einen gänzlich ungestörten Ablauf der psychischen Lebenstätigkeit. Äußere Umstände und innere Disposition begünstigen sehr oft den einen Mechanismus und beschränken oder hindern den andern. Daraus entsteht natürlicherweise ein Überwiegen des einen Mechanismus. Wird dieser Zustand in irgendeiner Weise chronisch, so entsteht daraus ein *Typus*, nämlich eine habituelle Einstellung, in welcher der eine Mechanismus dauernd vorherrscht, allerdings ohne den andern je völlig unterdrücken zu können, denn er gehört unbedingt zur psychischen Lebenstätigkeit. Es kann daher niemals ein in dem Sinne reiner Typus entstehen, dass er durchaus nur den einen Mechanismus besäße bei völliger Atrophie des andern. Eine typische Einstellung bedeutet immer bloß das relative Überwiegen des einen Mechanismus.

Mit der Konstatierung der Introversion und Extraversion war zunächst eine Möglichkeit gegeben, zwei umfangreiche Gruppen von psychologischen Individuen zu unterscheiden. Jedoch ist diese Gruppierung von so oberflächlicher und allgemeiner Natur, dass sie nicht mehr als eine so allgemeine Unterscheidung erlaubt. Eine genauere Untersuchung jener individuellen Psychologien, die in die eine oder andere Gruppe fallen, ergibt sofort große Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen, die doch derselben Gruppe angehören. Wir müssen daher einen weiteren Schritt tun, um bezeichnen zu können, worin die Unterschiede der zu einer bestimmten Gruppe gehörenden Individuen bestehen. Es hat sich nun meiner Erfahrung gezeigt, dass ganz allgemein die Individuen sich unterscheiden lassen nicht nur nach der universellen Verschiedenheit von Extra- und Introversion, sondern auch nach den einzelnen psychologischen Grundfunktionen. In dem gleichen Maße nämlich,

wie äußere Umstände sowohl wie innere Disposition ein Vorherrschen von Extraversion veranlassen, begünstigen sie auch das Vorherrschen einer bestimmten Grundfunktion im Individuum. Als Grundfunktionen, das heißt als Funktionen, die sich sowohl genuin wie auch essentiell von andern Funktionen unterscheiden, ergaben sich meiner Erfahrung das *Denken*, das *Fühlen*, das *Empfinden* und das *Intuieren*. Herrscht eine dieser Funktionen habituell vor, so entsteht ein entsprechender Typus. Ich unterscheide daher einen Denk-, einen Fühl-, einen Empfindungs- und einen intuitiven Typus. *Jeder dieser Typen kann außerdem introvertiert oder extravertiert sein*, je nach seinem Verhalten zum Objekt in der Weise, wie oben geschildert wurde. Ich habe diese hier auseinandergesetzte Unterscheidung in zwei vorläufigen Mitteilungen über die psychologischen Typen nicht durchgeführt, sondern den Denktypus mit dem Introvertierten und den Fühltypus mit dem Extravertierten identifiziert.¹ Diese Vermischung hat sich einer vertieften Bearbeitung des Problems gegenüber als unhaltbar erwiesen. Zur Vermeidung von Missverständnissen möchte ich daher den Leser bitten, die hier durchgeführte Unterscheidung im Auge zu behalten. Um die in solch komplizierten Dingen unbedingt erforderliche Klarheit zu sichern, habe ich das letzte Kapitel dieses Buches der Definition meiner psychologischen Begriffe gewidmet.

¹ Zur Frage der psychologischen Typen, GW 6. Die Psychologie der unbewußten Prozesse, 1917, S. 58 (Neuausgabe: Über die Psychologie des Unbewußten, GW 7).

PSYCHOLOGISCHE TYPOLOGIE (1936)

Es ist ein schon in der frühen Wissenschaftsgeschichte bekanntes Unternehmen des nachdenklichen Verstandes gewesen, zwischen den Polen der absoluten Ähnlichkeit und Unähnlichkeit menschlicher Wesen Zwischenstufen einzuschalten, sogenannte Typen, oder – wie man sie früher nannte – Temperamente, welche Gleichheit und Ungleichheit in gesetzmäßige Formen fassten. Es waren im Altertum vor allem die Ärzte, welche jenes Ordnungsprinzip, das Empedokles auf das Chaos der Naturdinge angewendet hatte, nämlich die vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser, Erde, in Verbindung mit den Eigenschaften, die ebenfalls der griechischen Naturphilosophie entstammen, nämlich trocken, warm, feucht, kalt, auf menschliches Wesen übertragen und damit dessen verwirrende Vielgestalt in geordnete Gruppen zu bannen suchten. Unter diesen Ärzten war es vor allem Galen, der mit dieser Lehre die Wissenschaft von der Krankheit und vom kranken Menschen auf ungefähr 1800 Jahre hinaus beeinflusste. Noch verraten die alten Namen der Temperamente ihre »humoralpathologische« Herkunft: melancholisch = schwarzgallig, phlegmatisch = schleimig (phlegma heißt zwar Brand, Entzündung; »Schleim« wurde als Entzündungsprodukt aufgefasst), sanguinisch von sanguis (Blut), cholericus = »gelbe« Galle. Unsere moderne Auffassung von »Temperament« ist allerdings viel psychologischer geworden, denn die »Seele« hat sich uns in 2000-jähriger Entwicklung in hohem Maße von der Vorstellung einer Verbindung mit kalten und heißen, schleimigen und galligen Säften losgemacht. Nicht einmal die Ärzte würden heute ein Temperament, das heißt eine gewisse Art von Gemütszustand oder Erregbarkeit, unmittelbar mit der Beschaffenheit der Blut- und Gewebe-

flüssigkeit in eins setzen, obschon ihr Handwerk und die Beschäftigung mit dem Menschen unter dem Gesichtswinkel seiner körperlichen Krankheit sie öfters als den Laien in Versuchung führt, die Seele als ein abhängiges, sensibles Endorgan der Drüsenphysiologie zu betrachten. Die »humores« der heutigen Ärzte sind allerdings nicht mehr die antiken »Körpersäfte«, sondern die subtilen Hormone, welche das »Gemüt« als einen Inbegriff von temperamentmäßigen, emotionalen Reaktionen in weitgehendem Maße beeinflussen. Die körperliche Gesamtveranlagung, die sogenannte Konstitution im weitesten Sinne, hat mit dem seelischen Temperament in der Tat sehr viel zu tun, so viel sogar, dass man es den Ärzten nicht verdenken kann, wenn sie die seelische Erscheinung vorzugsweise als vom Körper abhängig betrachten. Irgendwo ist Seele ja lebendiger Körper, und lebendiger Körper ist beseelter Stoff; irgendwie und irgendwo gibt es eine unerkennbare Einheit von Seele und Körper, welche ebenso wohl körperlich wie seelisch erforscht werden müsste, das heißt, diese Einheit müsste dem Forscher ebenso sehr vom Körper abhängen wie vom Seelischen. Die materialistische Ansicht gab dem Körper das Vorrecht und versetzte die Seele in den Rang einer zweitklassigen, abgeleiteten Erscheinung und erkannte ihr nicht mehr Wesenhaftigkeit zu als diejenige eines sogenannten »Epiphänomens«. Was an sich eine gute Arbeitshypothese ist, nämlich die Annahme, dass seelische Erscheinung von körperlichen Vorgängen bedingt sei, wird im Materialismus zum philosophischen Übergriff. Jede ernsthafte Wissenschaft vom lebendigen Organismus wird diesen Übergriff ablehnen; denn einerseits steht ihr die Tatsache, dass der lebendige Stoff ein noch unenträtseltes Geheimnis enthält, stets vor Augen, und andererseits kann ihre Sachlichkeit nicht leugnen, dass ein für uns völlig unüberbrückbarer Gegensatz zwischen stofflicher und seelischer Erscheinung besteht, wobei das Seelische nicht weniger geheimnisvoll ist als das Körperliche.

Der materialistische Übergriff ist erst in der Neuzeit möglich geworden, nachdem die Auffassung von der Seele sich gegenüber der antiken

Anschauung durch viele Jahrhunderte hindurch in der Richtung der Verselbständigung und Abstraktion entwickelt hatte. Die Antike konnte Körper und Seele noch zusammenschauen als eine ungetrennte Einheit, weil eben der heidnische Mensch jener primitiven Urzeit näher stand, wo noch kein moralischer Riss durch die Persönlichkeit ging und wo der Mensch sich noch als ungeteilte Einheit in kindlicher Unschuld und Unverantwortlichkeit erleben konnte. Ägypten erfreute sich noch der ungeheuren Naivität des negativen Schuldbekenntnisses: »Ich habe nicht hungern lassen. Ich habe nicht weinen gemacht. Ich habe nicht gemordet« und so weiter. Homerische Helden weinten, lachten, rasten, überlisteten und töteten in einer Naturwelt voll göttlicher und menschlicher Selbstverständlichkeit, und die Olympische Götterfamilie amüsierte sich in unsterblicher Unverantwortlichkeit.

Auf dieser frühen, vorphilosophischen Stufe lebt und erlebt der Mensch, ergriffen von seinen Gemütszuständen. Nur was das Gemüt in Wallung versetzt, was sein Herz klopfen macht und seine Atmung beschleunigt oder hemmt, was seine Eingeweide stört, das gilt ihm als »seelisch«. Daher lokalisiert er die Seele vorzugsweise in der Gegend des Zwerchfells (phrenes = Gemüt) und des Herzens. Erst die Philosophen beginnen, der Vernunft den Sitz im Kopfe anzuweisen. Es gibt Neger, deren »Gedanken« wesentlich im Bauche lokalisiert sind, und Pueblo-Indianer »denken« im Herzen (»Nur Verrückte denken im Kopf«). Auf dieser Stufe ist Bewusstsein Ergriffenheit und Erlebnis der Einheit. Aber ebendieses Volk der Heiterkeit und der Tragödie hat, als es zu denken anfang, jene Spaltung ersonnen, für welche Nietzsche den alten Zarathustra glaubte verantwortlich machen zu müssen, nämlich die Erfindung der Gegensatzpaare, die Trennung von Gerade und Ungerade, von Oben und Unten, von Gut und Böse. Sie war das Werk der alten Pythagoräer, und ihre Lehre von der sittlichen Verantwortung und der metaphysischen Folgeschwere der Sünde drang im Laufe der Jahrhunderte durch die allgemeine Verbreitung der orphisch-pythago-räischen Mysterien in breiteste Schichten des Volkes. Schon Platon ge-

braucht das Gleichnis vom weißen und schwarzen Pferde für die Schwierigkeit und Gegensätzlichkeit der menschlichen Seele, und die Mysterien verkündeten noch früher die Lehre vom Jenseitslohn für die Guten und von Höllenstrafen für die Bösen. Es handelte sich dabei nicht etwa um psychologische Spitzfindigkeiten »hinterweltlicher« Philosophen oder um Winkelmystizismus, war doch der Pythagoräismus schon im sechsten vorchristlichen Jahrhundert in Graecia magna etwas wie eine Staatsreligion. Auch starben seine Gedanken und Mysterien nicht aus, sondern feierten eine philosophische Auferstehung im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wo sie sogar den stärksten Einfluss auf die alexandrinische Geisteswelt ausübten. Ihr Zusammenstoß mit der jüdischen Prophetie führte dann zu dem, was man als den Anfang der christlichen Weltreligion bezeichnet.

Aus dem hellenistischen Synkretismus ging nun eine Typisierung der Menschen hervor, welche der ärztlichen Humoralpsychologie völlig fremd gegenübersteht, nämlich Zwischenstufen zwischen den parmenideischen Polen des Lichten und des Dunkeln, des Oberen und des Unteren. Es ist dies die Unterscheidung der Menschen in *hylikoi*, *psychikoi* und *pneumatikoi*, das heißt in stoffliche, seelische und geistige Individuen. Diese Einteilung ist nun keine naturwissenschaftliche Formulierung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit mehr, sondern ein kritisches Wertesystem, das sich nicht auf natürliche Erscheinungsweisen, sondern auf Bestimmungen von ethisch-mystisch-philosophischer Art beruft. Obschon diese Auffassung nicht gerade »christlich« ist, so gehört sie doch schon dem paulinischen Urchristentum an. Ihr Vorhandensein an sich schon ist ein nicht zu unterschätzender Beweis für die Spaltung der ursprünglichen Einheit des nur erlebenden, emotional ergriffenen Menschen. Nachdem er zuvor nur ein lebendig Vorhandenes, Erfahrenes und Erfahrendes ohne nachdenkliche Analyse seines Woher und Wohin war, ist der Mensch nun plötzlich begabt und konfrontiert mit drei schicksalsschweren, moralisch verbindlichen Faktoren, Körper, Seele und Geist. Durch die Geburt schon war es wohl entschieden, ob

er in der Hyle oder im Pneuma oder in der unentschiedenen Mitte sein Dasein beschließen werde. Die im hellenischen Geist angelegte Spaltung war nun akut geworden und hatte die Folge, dass ein bedeutungsvoller Akzent auf das Seelisch-Geistige fiel, wodurch dieses von der naturhaften Körperlichkeit unvermeidlich abgetrennt und verselbständigt wurde. Alle höchsten und letzten Ziele lagen in der moralischen Bestimmung und in einem geistigen, überweltlichen Endzustand, und die Trennung von der Hyle weitete sich zum Gegensatz zwischen Welt und Geist aus. Damit wurde die ursprüngliche, milde Weisheit der pythagoräischen Gegensatzpaare zu einem leidenschaftlichen moralischen Konflikt. Nichts ist so geeignet, Bewusstheit und Wachheit herauszufordern, wie eine Entzweiung mit sich selbst. Man könnte sich schlechterdings kein anderes und wirkungsvolleres Mittel denken, um eine ganze Menschheit aus dem unverantwortlichen und unschuldsvollen Halbschlafzustand ursprünglicher Geistesverfassung aufzuwecken und in einen Zustand bewusster Verantwortlichkeit überzuführen.

Man nennt diesen Vorgang Kulturentwicklung. Auf alle Fälle handelt es sich um eine Entwicklung des Unterscheidungs- und Urteilsvermögens, des Bewusstseins schlechthin. Mit der Steigerung der Erkenntnis und der Kritik waren die Grundlagen geschaffen für die ganze spätere Entwicklung des menschlichen Geistes im Sinne der intellektuellen Leistungsfähigkeit. Das geistige Produkt, welches die Leistung der Antike unzweideutig in jeder Hinsicht übertrifft, ist die Wissenschaft. Durch sie wurde der Riss zwischen Mensch und Natur insofern überbrückt, als der Mensch von der Natur zwar unterschieden, aber eben gerade dadurch auch wieder richtig in den Naturzusammenhang eingeordnet wurde. Seine metaphysische Sonderstellung zwar ging dabei in die Brüche, wofern sie nicht durch den Glauben an die hergebrachte Religion festgehalten wurde – woraus sich der bekannte Gegensatz zwischen »Glauben und Wissen« ergab. Auf alle Fälle bedeutete die Naturwissenschaft eine großartige Rechtfertigung der Hyle, und in diesem

Sinne war der Materialismus sogar ein Akt geschichtlicher Gerechtigkeit.

Ein ganz wesentliches Erfahrungsgebiet aber, nämlich das der menschlichen Seele selber, blieb für die allerlängste Zeit metaphysisches Reservat, obschon seit der Aufklärungszeit die ernsthaften Versuche sich zunehmend mehrten, das seelische Wesen der wissenschaftlichen Betrachtung zu erschließen. Man fing tastend mit den Sinnesempfindungen an und wagte sich allmählich auf das Gebiet der Assoziationen; eine Richtung, die schließlich zur Experimentalpsychologie führte und eigentlich in der Wundt'schen *physiologischen Psychologie* gipfelte. Eine mehr beschreibende Psychologie, mit der die Ärzte bald in Fühlung traten, entwickelte sich in Frankreich. Ich nenne Namen wie Taine, Ribot und P. Janet. Für diese wissenschaftlichen Versuche war die Auflösung des Seelischen in Einzel-Mechanismen oder -Vorgänge kennzeichnend. Diesen Bestrebungen gegenüber traten Einzelne für etwas ein, das man heute als Ganzheitsbetrachtung bezeichnen würde. Es scheint, als ob diese Richtung aus der Biographik stamme, insbesondere aus dem, was eine frühere Zeit, die auch ihr Gutes hatte, eine »curiöse« Lebensbeschreibung zu nennen pflegte. Ich denke in diesem Zusammenhang an den verdienstvollen Justinus Kerner und seine Seherin von Prevorst, auch an den älteren Blumhardt und seine Gottliebinn Dittus. Um aber geschichtlich gerecht zu sein, müsste ich des Mittelalters und der Acta Sanctorum nicht vergessen. Auf dieser Linie aber gehen jene wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart, die sich an die Namen William James, Freud und Flournoy knüpfen. James und sein Freund, der Schweizer Théodore Flournoy, haben den Versuch gemacht, die Gesamtheit der seelischen Erscheinung zu beschreiben und sie aus der Gesamtheit zu beurteilen. Auch Freud, als Arzt, geht von der Ganzheit und Unteilbarkeit der menschlichen Persönlichkeit aus, auflegte sich aber zeitentsprechende Beschränkungen im Sinne von (Trieb-)Mechanismen und Einzelvorgängen. Auch engte er das Bild des Menschen auf die Ganzheit einer wesentlich »bürgerlichen« Kollektiv-

person ein, wodurch eine weltanschaulich einseitige Sinndeutung entstand. Freud erlag leider der ärztlichen Versuchung, in humoralpsychologischer Weise die seelische Erscheinung auf den Körper zurückzuführen, und zudem nicht ohne rebellische Geste gegen das metaphysische Reservat, vor dem er etwas wie eine heilige Scheu empfand.

Gegenüber dem der Antike entstammenden Konstitutionsgedanken, dem Freud insofern erlegen ist, als er nach einem richtigen psychologischen Anfang theoretisch wieder alles in den körperlich bedingten Trieb zurückverwandeln wollte, gehe ich von der Annahme einer Eigengesetzlichkeit der Seele aus. Obschon Seele und Körper irgendwo eine Einheit sind, so sind sie doch in ihrem offenkundigen Wesen dermaßen verschieden, dass wir gar nicht anders können, als der Seele ebenso gut wie dem Körper eine eigene Wesenhaftigkeit zuzuschreiben. Solange wir jene Einheit in keinerlei Weise kennen, bleibt uns auch gar nichts anderes übrig, als Körper und Seele getrennt zu untersuchen und zunächst so zu behandeln, als ob sie voneinander, wenigstens in ihrer Struktur, unabhängig wären. Dass sie es nicht sind, sehen wir ja tagtäglich. Wenn wir uns aber dabei aufhalten wollten, so würden wir auch nie in der Lage sein, irgendetwas über die Seele überhaupt auszumachen.

Nehmen wir nun an, dass die Seele Eigengesetzlichkeit habe, so befreien wir uns von der – vorderhand – unlösbaren Aufgabe, alles Seelische auf ein bestimmtes Körperliches zurückzuführen. Wir können dann die Erscheinungsweisen der Seele für Ausdrücke ihres eigenen Wesens nehmen und versuchen, Gesetzmäßigkeiten oder Typen festzustellen. Wenn ich also von psychologischer Typologie spreche, so handelt es sich um die Formulierung seelischer Strukturelemente und nicht um eine Beschreibung seelischer Ausstrahlungen eines gewissen Konstitutionstypus. Auf der letzteren Linie bewegen sich zum Beispiel Kretschmers Untersuchungen über Körperbau und Charakter.

Den Versuch einer rein psychologischen Typisierung habe ich ausführlich dargestellt in meinem Werke ›Psychologische Typen‹. Die Grund-

lage meiner Untersuchung war eine damals 20-jährige ärztliche Tätigkeit, die mich mit Menschen aus allen Ständen und aus aller Herren Ländern zusammenbrachte. Wenn man als junger Arzt anfängt, so hat man noch klinische Krankheitsbilder und Diagnosen im Kopfe. Im Laufe der Jahre aber häufen sich Eindrücke ganz anderer Art, nämlich eine ungeheure Mannigfaltigkeit von menschlichen Individuen, eine chaotisch variierte Fülle von Einzelfällen, deren besondere Lebensumstände und besonderer Charakter Krankheitsbilder hervorbringen, die, wenn man überhaupt noch Lust dazu verspürt, nur mit mehr oder weniger Zwang in eine klinische Diagnose gepresst werden können. Dass man aber die Störung so oder so benennen kann, erscheint völlig belanglos neben dem überwältigenden Eindruck der Tatsache, dass die sogenannten klinischen Krankheitsbilder weit eher mimische oder schauspielerische Äußerungen bestimmter Charaktere sind. Die krankhafte Problematik, um die sich alles dreht, hat mit einem klinischen Krankheitsbild sozusagen überhaupt nichts zu tun, sondern ist Ausdruck und Wesen des Charakters. Auch die sogenannten Komplexe als »Kernelemente« von Neurosen sind insofern belanglos, als sie bloße Folgeerscheinung einer gewissen Charakterdisposition sind. Am leichtesten lässt sich dies im Verhältnis des Kranken zu seiner elterlichen Familie zeigen. Er hat zum Beispiel vier Geschwister, er ist weder das erste noch das letzte Kind, hat die gleiche Erziehung und die gleichen Bedingungen gehabt wie seine Geschwister. Aber er ist krank, und die andern sind gesund. Seine Untersuchung zeigt, dass eine ganze Reihe von Einflüssen, unter denen auch seine Geschwister standen, ja sogar litten, auf ihn allein krankmachend gewirkt haben, wenigstens anscheinend. In Wirklichkeit sind diese Einflüsse auch bei ihm keine eigentlichen Ursachen, sondern herausgestellte Scheinerklärungen. Die wirkliche Ursache der Neurose liegt dagegen in der eigentümlichen Art und Weise, wie der Kranke die Umwelteinflüsse aufgenommen und verarbeitet hat.

Durch die Vergleichung vieler Fälle wurde es mir allmählich klar, dass es offenbar zwei grundsätzlich verschiedene, allgemeine Einstellungen

geben müsse, welche die Menschen in zwei Gruppen teilen würden, wenn die ganze Menschheit aus lauter relativ hochdifferenzierten Individuen bestünde. Da das aber offenbar nicht der Fall ist, so kann man nur sagen, dass diese Einstellungsverschiedenheit überhaupt nur dann deutlich beobachtet werden kann, wenn es sich um eine verhältnismäßig differenzierte Persönlichkeit handelt, mit andern Worten, dass die Einstellungsverschiedenheit erst von einem gewissen Grade der Differenzierung an beobachtbar wird und praktische Bedeutung erlangt. Bei Kranken dieser Art handelt es sich fast in der Regel um Menschen, die vom familiären Typus abweichen und infolgedessen nicht mehr genügende Sicherheit in der anerbten Instinktgrundlage finden. Die Instinktunsicherheit ist einer der wesentlichen Gründe für die Entwicklung einer gewohnheitsmäßigen, in letzter Linie aber durch Vererbung bedingten oder begünstigten einseitigen Einstellung.

Diese beiden verschiedenen Grundhaltungen habe ich als *Extraversion* und *Introversio*n bezeichnet. Die Extraversion ist gekennzeichnet durch Hinwendung zum äußeren Objekt, Aufgeschlossenheit und Bereitwilligkeit gegenüber dem äußeren Vorgang, Verlangen, sowohl auf diesen einzuwirken, wie sich von diesem bewirken zu lassen, Lust und Bedürfnis, dabei zu sein und mitzutun, Fähigkeit, Betrieb und Lärm jeglicher Art zu ertragen, ja als lustvoll zu empfinden, schließlich stetige Aufmerksamkeit auf die Beziehung zur Umwelt, Pflege und Unterhaltung von Freund- und Bekanntschaften ohne allzu peinliche Auslese, große Wichtigkeit, wie und ob man auf die Umgebung wirkt, daher starke Neigung zur eigenen Schaustellung. Weltanschauung und Ethik sind dementsprechend in der Regel möglichst kollektiver Natur mit starker Betonung des Altruismus, und das Gewissen hängt in hohem Maße von der Umgebungsmeinung ab. Moralische Bedenklichkeit fängt hauptsächlich dann an, wenn andere »drum wissen«. Religiöse Überzeugungen sind gewissermaßen von einem Mehrheitsbeschluss bedingt.

Das eigene Subjekt liegt, wenn irgend möglich, im Dunkeln. Man verhüllt es auch vor sich selber mit Unbewusstheit. Die Abneigung, die

eigenen Motive einer kritischen Prüfung zu unterziehen, ist ausgesprochen. Man hat keine Geheimnisse, die man nicht schon längst mit andern geteilt hätte. Sollte einem trotzdem etwas Uneingestehbares zugestoßen sein, so zieht man das Vergessen vor. Was immer den kollektiv zur Schau getragenen Optimismus und Positivismus kränken könnte, wird vermieden. Was man denkt, beabsichtigt und handelt, wird mit Überzeugung und Wärme vorgeführt.

Das seelische Leben dieses Typus spielt sich gewissermaßen außerhalb seiner selbst, in seiner Umgebung ab. Er lebt in und mit andern; der Umgang mit sich selber aber ist ihm unheimlich. Dort scheinen Gefahren zu lauern, welche man besser mit Betrieb übertönt. Hat er aber doch einen »Komplex«, so flüchtet er sich davor in die Öffentlichkeit und lässt sich von seiner Umgebung mehrmals täglich bestätigen, dass alles mit ihm in Ordnung sei.

Wenn er nicht zu betriebsam, zu vordrängerisch und zu oberflächlich ist, so ist er offenkundig und unterstrichen ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Ich muss mich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes mit dieser mehr andeutenden, allgemeinen Skizzierung begnügen. Sie soll ja schließlich dem Leser bloß so viel Vorstellungsstoff vermitteln, damit er sich unter *Extraversion* etwas denken kann, was er mit seiner eigenen Menschenkenntnis in Beziehung zu setzen vermag. Ich habe absichtlich die Schilderung der Extraversion vorangestellt, denn diese Haltung ist allgemein bekannt; der Extravertierte lebt nicht nur in dieser Haltung, er führt sie seinen Mitmenschen auch aus Prinzip vor. Sie entspricht überdies gewissen Idealen und moralischen Forderungen.

Die *Introversion* dagegen, welche sich nicht dem Objekt, sondern dem Subjekt zuwendet und sich eben gerade nicht am Objekt orientiert, ist nicht ohne weiteres durchschaubar. Der Introvertierte kommt nämlich nicht entgegen, sondern ist wie auf einem ständigen Rückzug vor dem Objekt begriffen. Er ist dem äußeren Vorgang gegenüber verschlossen, tut nicht mit, hat eine ausgesprochene Gemeinschaftsunlust, so-

bald er sich unter zu vielen Menschen befindet. In größeren Versammlungen fühlt er sich einsam und verloren. Je mehr auf ihn eindringt, desto größer wird sein Widerstand dagegen. Er liebt das »Dabeisein« keineswegs, ebenso wenig enthusiastisches Mittun und Nachahmung. Was er tut, wird er auf seine Art tun, indem er äußere Beeinflussung weitgehend ausschaltet. Sein Auftreten neigt zur Ungeschicklichkeit, er erscheint deshalb oft gehemmt, und es passiert ihm häufig, dass er durch eine gewisse schroffe oder verdrossene Unzugänglichkeit oder durch eine unzeitgemäße Bedenklichkeit die Leute vor den Kopf stößt. Seine besseren Eigenschaften behält er in erster Linie für sich, und nicht allzu selten tut er alles, um sie zu verheimlichen. Er ist leicht misstrauisch, eigensinnig, leidet oft an Minderwertigkeitsgefühlen und ist aus diesem Grunde auch neidisch. Seine Ängstlichkeit gegenüber dem Objekt beruht nicht etwa auf Furchtsamkeit, sondern darauf, dass es ihm negativ, aufdrängerisch, überwältigend oder sogar bedrohlich erscheint. Er vermutet daher gerne schlechte Motive, hat eine ewige Angst, er könnte sich lächerlich machen, ist in der Regel persönlich sehr empfindlich und umgibt sich daher mit einer Stacheldrahthecke, die oft so dicht und undurchdringlich ist, dass er selber lieber alles andere täte als dahinter sitzen. Er wendet gegenüber der Welt ein ausgedehntes Sicherungssystem an, das aus Skrupulosität, Pedanterie, Sparsamkeit, Sorgfältigkeit, ängstlicher Gewissenhaftigkeit, Vorsicht, peinlicher Korrektheit, Höflichkeit und einem immer wachen Misstrauen besteht. Sein Weltbild ermangelt der rosigen Töne, denn er ist kritisch und findet in jeder Suppe ein Haar. Unter normalen Umständen ist er pessimistisch und besorgt, denn Welt und Menschheit sind nicht gut, sondern erdrücken und überwältigen den Einzelnen, der sich nie in ihrem Schoße aufgenommen fühlt. Er nimmt aber auch die Welt nicht an, jedenfalls nicht unmittelbar, sondern es muss alles zuerst an seinen kritischen Maßstäben gemessen und bewertet werden. Schließlich wird nur das angenommen, was man aus so und so vielen subjektiven Gründen zum Eigenen machen kann.